

**A.K.
BENJAMIN
INTO
MADNESS**

**GESCHICHTEN VOM
VERRÜCKTWERDEN**



das seine Augen nicht erreichte. Ich erinnere mich, dass ich dachte, dass nichts von dem, was ich über den Jungen gelesen hatte, sich im Gesicht seines steifen, pedantischen Vaters widerspiegelte und umgekehrt. Was zweifellos Teil des Problems ist.

»Er hat eine hohe Schmerzgrenze«, wiederholt er.

»Nein, hat er nicht. So was gibt es doch gar nicht, oder?«, fragt sie mich.

»Wissenschaftlich gesehen schon, oder?«, fragt er mich.

»Oder?«, fragt sie mich, den Schiedsrichter, erneut.

Ich mache mir weiter Notizen, ein Strom von unausgegorenen Formulierungen, eher präventiv als aufschlussreich, wie:

B. ist nicht zur vorläufigen Beurteilung erschienen, doch in Wirklichkeit sind seine Eltern abwesend.

Und:

Sie sind vollständig in ihrem Elend ... vollständig und doch von ihm abhängig – wenn es B. nicht gäbe, müssten sie ihn erfinden.

Eigentlich versuche ich nur, zwei Augenpaaren auszuweichen, die mich erwartungsvoll, gespannt, anstarren.

»Tja, es ist kompliziert«, sage ich.

Und, wie ich erst vor Kurzem im Doktoratsstudium erfahren hatte, kann man nicht leugnen, dass Schmerz ein sehr kompliziertes Thema ist. Evolutionsbiologisch betrachtet ist er eng mit Gefahr verbunden, dem wichtigsten Organisationsprinzip menschlichen Verhaltens. Seine Komplexität spiegelt seine Bedeutung wider; Schmerz als Phänomen ist nuancierter als jedes andere sensorische Wahrnehmungsobjekt, und seine Parameter werden erst in jüngerer Zeit in der Literatur berücksichtigt (Crittenden, 2008). Schmerzgrenzen ergeben nur im Kontext von Schmerztoleranz, Schmerzintensität, Schmerzempfindlichkeit, Schmerzgeschichte, Erwartungshaltung, Temperament und Veranlagung einen Sinn. Dann gibt es noch unterschiedliche Motivationen; man kann nicht unbedingt von Schadensvermeidung ausgehen, wenn das Verhalten von der Suche nach neuen Erfahrungen oder belohnungsgesteuerten Handlungen bestimmt wird. Von den Ursachen unseres Schmerzes, die möglicherweise unendlich sind und alles unter der Sonne umfassen, ganz zu schweigen. Es gibt

Studien, die darauf hindeuten, dass die potenziellen Stimuli, die Schmerz verursachen, bei jedem andere sind. Mr und Mrs Milners Streit ist Teil einer Massenschlägerei, ausgetragen in der klinischen Praxis. Spezialdisziplinen wie Neurologie, Anästhesiologie, Orthopädie, Psychologie und andere kämpfen darum, das Thema Schmerz zu vermeiden, denn sie verabscheuen seine Komplexität, seine Weigerung, sich ihren begrenzten Glaubenssätzen anzupassen, obwohl alle einen intellektuellen Anspruch auf ihn erheben. Schmerz – der Patient, um den sich angeblich jeder sorgt, den aber niemand anfassen will.

»Egal, auf jeden Fall ist er ein Dieb. Schon seit Jahren, er stiehlt von uns, von den Nachbarn, in Geschäften«, sagt sie. »Zigaretten, Stifte, Aufkleber, Schokolade, Chips, er stopft Unmengen Chips in sich hinein, stürzt sich drauf wie ein Hai auf ein Motorboot. Und lebende Tiere – Insekten, Würmer, Spinnen, Frösche, einmal sogar einen Spatzen, der noch gezittert hat – warum tut er so was?«, fragt sie mich.

... erschafft ein schreckliches Spektakel, um ihre Liebe zu erzwingen. Könnte auch zu hoher Schmerzgrenze passen ...

Ich schreibe immer noch, statt zu sprechen. Mir fehlt das Vertrauen in meine Überzeugungen. Was ich meine, ist, dass ein verzerrtes Eltern-Kind-Dreieck, bei dem das Kind unfähig ist, die Faktoren zu begreifen, die dem Verhalten der Erwachsenen zugrunde liegen – wie unterschwellige, eingefahrene Ehekonflikte – zu theatralischen Darbietungen zwanghaften Einverleibens (Spatzen?!) oder spektakulären Selbstmordinszenierungen (Fenstersprüngen) führen kann – in einem Versuch, seine Eltern dazu zu bringen, ein leichter durchschaubares Verhalten an den Tag zu legen. (Man kann den Jungen praktisch hören: »Ta-da! Hier bin ich! Hier drüben! Liebt mich! Hasst mich, verabscheut mich, aber beachtet mich endlich!«) Gleichzeitig kann es eine Abstumpfung der Wahrnehmung in Form einer extremen Schmerztoleranz auslösen.

»Schwer zu sagen ...«, lautet schließlich meine einzige Antwort.

Sie erzählt mir, dass er sich jeden Tag, wenn er von der Schule nach Hause kommt, im Wohnzimmer verbarrikadiert und wie bei einer Art Ritual alle Gegenstände entfernt, die sich zwischen seinem Sessel und dem Fernseher befinden und seine Sicht behindern könnten: Holzenten, afrikanische Elefanten, ein einbeiniger Lladro-Kranich, ein künstliches Eisbärenfell, alles muss verschwinden und landet zusammen mit einem Dutzend Büchern, Schallplatten und diversen Messinggegenständen auf einem Berg hinter dem Sofa. »Es ist jeden Tag das Gleiche, nur damit er seine Sendungen sehen kann. Warum tut er das?«

Ein von Angst motiviertes Ritual ... Das Haus fühlt sich leer an, und B. sorgt dafür, dass es auch so aussieht ... Doch er wird die Angst nie ganz los.

Sie wartet nicht mehr auf eine Antwort.

»Niemand wagt sich hinein. Und hin und wieder öffne ich die Tür einen Spalt und werfe eine Familienpackung Chips oder Schokokekse ins Zimmer wie ein Zoowärter.« Ihre Stimme ist belegt vor Kummer. »Und ich stehe einfach nur da, lausche seinen Kaugeräuschen, und ich ... ich lasse es geschehen ... denn solange er da drin bleibt, ist Tom in Sicherheit, und es herrscht Frieden ...«

Erschöpft verstummt sie. Niemand spricht. Dann:

»Darum habe ich ihm ja die Eisenbahn gekauft; damit wir unser Wohnzimmer zurückbekommen«, sagt Milner.

»AAAAAAGHHHHHHH!«, schreit sie, das verzweifelte Aufheulen einer Katze. »VERDAMMTE SCHEISSE ...«

Sie wird ihm die Augen auskratzen ...

Ihr Schmerz war echt. Doch sie war in der ersten Sitzung nicht ganz ehrlich. Später fand ich heraus, dass sie eine Affäre mit einem vierzig Jahre älteren Psychologen hatte, den sie bei ihrem wöchentlichen Abendkurs kennengelernt hatte.

Unter der persönlichen Anleitung ihres Professors hatte sie zu Hause Verhaltensmanagement-Maßnahmen in Form eines Token-Systems eingeführt – es gab Punkte für gutes Verhalten und Punktabzug für schlechtes –, das er aus Büchern über Kinder mit Lernschwächen übernommen hatte. Allerdings war der Junge nicht lernbehindert, sondern schlau wie ein Dieb. Außerdem kam sie selbst mit den Anweisungen nicht zurecht: Es gab immer Ausnahmen in den Regeln, Schlupflöcher in den Verträgen, die er schon erspürt hatte, noch ehe die Tinte trocken war. Er machte jede Woche kleine Profite, mit denen er sich Gras, Zigaretten und später Klebstoff, Butangas und Southern Comfort kaufen konnte. (»Die anderen Kinder wollen alle Batman oder Superman sein, er Sue Ellen Ewing.«) Tragischerweise starb Mrs Milners Professor noch während der Intervention (immer eine Gefahr, wenn der Liebhaber fast doppelt so alt ist), und so musste sie nicht nur mit ihrem Sohn, sondern auch mit ihrer Trauer allein fertigwerden. Das Belohnungsprogramm wurde aufgegeben. Milner wusste davon, unternahm jedoch nichts, dann, eines Nachmittags drei Monate vor dem Geburtstag seines Sohnes, kaufte er die elektrische Eisenbahn, um sein Revier wieder zu markieren; sein Geschenk war eigentlich eine Waffe in dem langen, formlosen Kampf, der noch vor ihrer Hochzeit begonnen hatte.

Minuten vergehen. Ich wage nicht, mir weiter Notizen zu machen. Sie hat sich die Hände auf die Ohren gepresst, die jetzt ihr verzweifelt Gesicht einrahmen, ihr Mann, der weniger als einen Meter von ihr entfernt sitzt, lächelt ununterbrochen.

Wie ein Diptychon mit dem Titel »Zusammen« ... Wie viel davon ist Show für mich?

Rückblickend wirkt es sonderbar, dass Milner überhaupt angefangen hat, mir von der Spielzeugeisenbahn, ihrem Zweck und ihrer anschließenden Zweckentfremdung zu erzählen, wenn man bedenkt, was der Junge damit angestellt hat. Es muss eine spezielle Form von Amnesie im Spiel gewesen sein, etwas, das Menschen in einem plötzlichen Anfall von Begeisterung veranlasst, eine Geschichte zu erzählen und dabei zu vergessen, wie sie ausgeht und was die Art, wie sie ausgeht, über sie selbst aussagt. Freunde und Kollegen, die bemerkt haben, dass ich dies selbst oft praktiziere, nennen es scherzhaft das Benjamin-Syndrom – mein einziger Beitrag zum diagnostischen Kanon. Aber das betrifft nicht nur mich: Wir alle erzählen Geschichten, die sich am Ende gegen uns richten.

»Die Zeit läuft uns davon«, lüge ich, als kaum die Hälfte der Stunde um ist.

Der Junge erschien auch zur zweiten Sitzung nicht. Seltsamerweise war ich eher enttäuscht als erleichtert, als Mrs Milner ohne ihn auftauchte. Stattdessen hatte sie ein Foto von ihm mitgebracht. Ein nichtssagendes Mondgesicht, eine breite Stirn, schiefe Zähne auf zu engem Raum, ansonsten völlig unscheinbar. Sie wollte, dass ich etwas darin *erkenne* – eine monströse Geistesstörung? Außergewöhnlichen Schmerz? Die Möglichkeit zur Wandlung? Aber es war nur ein Foto. Während ich in seine kleinen, ausdruckslosen grauen Augen starrte, war ich mir bewusst, dass sie mich fixierte und darauf wartete, was ich als Nächstes sagen würde – ich war lediglich erstaunt über die Leere, die ich empfand.

Mein Vorgesetzter gab mir die Erlaubnis, mich in den folgenden Wochen mit ihr zu treffen, mit der Begründung, es könne einen positiven Einfluss auf die Erziehung des Kindes haben. Mir ging durch den Kopf, dass der Sohn trotz seiner Abwesenheit verschiedene Wege fand, mit mir in Kontakt zu treten, durch ein Verhalten, das dafür sorgte, dass seine Eltern weiterhin kamen; ein Tor zu einer Paartherapie vielleicht, und wenn das fehlschlug, Hilfe für seine Mutter.

Wenn man Mrs Milner den nötigen Raum gab, kamen die Worte wie in einem atemlosen Wasserfall aus ihr herausgesprudelt. Immer dieselbe Frage: »Warum, warum ist er so?«, fragte sie, beantwortete sich die Frage selbst, demontierte die Antwort und

stellte die Frage erneut. Ihre Geschichten steuerten auf Intimität und Nähe zu, dann schreckte sie plötzlich zurück. Sie erzählte mir, wie sie während der Schwangerschaft ungewöhnlich lebhaft Fantasievorstellungen darüber gehabt hatte, wie sie und ihr Junge in den ersten Jahren seines Lebens zusammen sein würden, ein Ersatz für die Ehe, die schon damals am Ende gewesen war; in ihrer Vorstellung hatte sie ihr Baby zu ihrem Partner gemacht. Und die süßeste Ironie von allen: Der errechnete Geburtstermin war ihr Hochzeitstag. Doch am Ende hatten die Wehen siebzig Stunden gedauert (»Er sollte *mich* nach gottverdammten hohen Schmerzgrenzen fragen!«), sodass die Geburt ihres Sohnes auf ihren Geburtstag fiel; sie hätten sich nicht näher sein können. Und einen Moment lang war sie wieder fünfundzwanzig und schwelgte in den Liebesopoiden einer ersten Mutterschaft. Im nächsten gerann ihr Gesicht wie saure Milch.

»Er hat mit Zähnen und Klauen gekämpft, um drinzubleiben, wieso tut er so etwas? Wieso?«

Föten haben keine Zähne.

Am Ende mussten sie die Zange benutzen, und als sie ihn schließlich herauszogen, war sein riesiger Kopf – die Ursache des Problems – mit so vielen Prellungen und Hämatomen übersät, dass er aussah wie ein gigantisches schwarzes Dinosaurier-Ei. Schönes Geburtstagsgeschenk: der Schrecken vom Amazonas.

Und sein Gesicht, sein erstes Gesicht, schaute zu ihr auf und stellte ihr eine Frage, so wie sie mir Fragen stellte. Und wir (sie und jetzt ich) wussten nicht, was wir gefragt wurden, kannten die Bedeutung dieses Gesichtsausdrucks nicht, hatten keine Ahnung, wie wir diese Gesichter beschwichtigen sollten ...

»Und das Gesicht davor?«, fragte sie sich.

Sie meinte das pränatale Gesicht, das er hatte, als er noch in ihr war. Sie würde es nie erfahren, aber sie stellte sich immer noch vor, wie es sich formte, Schicht um Schicht, und die verzweifelten, gedämpften Rhythmen, die trostlosen Kadenzen des Kalten Kriegs registrierte, der um ihn herum stattfand.

»Kein Wunder, dass er ist, wie er ist ... Er hatte noch nicht mal einen Namen. *Er* wollte unbedingt, dass er Ben heißt, ich eigentlich nie.«

Weinend erzählte sie mir, wie sie ihn im Arm gehalten, ihn innig geküsst und ihn bei einem Namen gerufen hatte, und wenn der sich nicht »richtig« anfühlte, bei einem anderen und noch einem anderen, bis schließlich kein Name mehr passte und »Ben« genügen musste; es war schon zu spät, all die Unsicherheit – jene Abwesenheit von *Intuition* – hatte den Schaden bereits angerichtet.